

Nina Ort [*]

Zusammenfassung:

Reflexionslogische Semiotik

Zu einer nicht-klassisch und reflexionslogisch erweiterten Semiotik
im Ausgang von Gotthard Günther und Charles S. Peirce
und ihrer Anwendung in der Literaturwissenschaft

In diesem Essay möchte ich einige Ideen zusammenfassen, die ich in meinem Buch *Reflexionslogische Semiotik* entwickelt habe, um sie bei *vordenker.de* einem breiteren Publikum, über die institutionellen Grenzen meines Fachbereichs an der Universität hinaus, vorzustellen, für das eine semiotische Weiterentwicklung der Theorie Gotthard Günthers von Interesse sein könnte.

Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen bildeten bestimmte Probleme der Theorieentwicklung in der Literaturwissenschaft im Umgang mit avancierter oder avantgardistischer Literatur, denen mit herkömmlichen hermeneutischen Methoden nicht beizukommen ist. Sie führten mich jedoch zu abstrakten, formalen Problemen in der Theoriebildung selbst, die mit der nicht auf sprachliche Zeichen beschränkten, sondern vielmehr „pansemiotischen“ Zeichentheorie von Charles S. Peirce behandelt werden können, wenn diese unter Zuhilfenahme des Werks von Gotthard Günther reflexionslogisch erweitert wird. Aus der ursprünglich literaturwissenschaftlichen Fragestellung resultierte somit ein transdisziplinäres Theoriemodell.

Zur Ausgangslage

Diese reflexionslogische Semiotik wurde durch die Suche nach einem Theoriemodell motiviert, das es gestattet, Prozessualität und das Hervorbringen von Neuem darzustellen, das heißt, Phänomene, die noch nicht als abgeschlossene Ergebnisse vorliegen. Die Frage, die mich dabei insbesondere beschäftigte, war, ob es möglich ist, Prozessualität und das Hervorbringen von Neuem innerhalb eines logisch konsistenten Theorierahmens darstellen zu können. Damit lagen höchst aktuelle Probleme vor, die derzeit von verschiedenen Theorien und Forschungsansätzen bearbeitet werden. In den meisten Forschungsansätzen geht es dabei um die Suche nach einem „Dritten“, von dem angenommen wird, es könne diese aktuellen Probleme lösen. Es war vor allem die unbefriedigende Situation in der Luhmannschen Systemtheorie als einem zweiwertigen Modell, mit der zwar ein „Drittes“ entwickelt werden soll, deren Konzepte dieses Dritten jedoch immer wieder Widersprüche und

* Als Buch erschienen: Nina Ort, *Reflexionslogische Semiotik—Zu einer nicht-klassischen und reflexionslogisch erweiterten Semiotik im Ausgang von Gotthard Günther und Charles S. Peirce*, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2007, 414 Seiten.

Inkonsistenzen aufwiesen, die mich dazu gebracht hat, mich nach anderen Theorieoptionen umzusehen.

Diese Widersprüche und Inkonsistenzen sind das notwendige Resultat, wenn mit einem klassischen, zweiwertigen Instrumentarium nicht-klassische Probleme, wie Prozessualität und die Kreation von Neuem dargestellt werden sollen. Denn das dualistische Erkenntnismodell liefert nur den Rahmen für die Bearbeitung seins- und identitätslogischer Probleme. Es ist auf das Thema „Sein“ fixiert und kann daher nur behandeln, was als abgeschlossener Prozess vorliegt. Es kann weder Prozessualität konzeptionell fassen, noch Neues erklären oder hervorbringen, sondern nur auf „Sein“ reflexiv reagieren. Versuche, Prozessualität auf der Grundlage des dualistischen Erkenntnismodells darzustellen, münden daher notwendigerweise in Widersprüche und Paradoxien. Dass die Schwierigkeiten, Prozessualität und Entwicklung darzustellen, mit dem zugrunde liegenden zweiwertigen Erkenntnismodell und den Restriktionen der klassischen Logik zusammenhängen, wird indessen kaum wahrgenommen.

Was also bislang insgesamt versäumt wurde, ist die Frage, ob es zu dem kritisierten Erkenntnismodell nicht eine in sich konsistente Alternative gibt. Der hier im Anschluss an Günther und Peirce formulierte Vorschlag lautet: Wenn – aus berechtigten Gründen – das klassische Erkenntnismodell abgelehnt wird, dann muss dies noch nicht bedeuten, kein nicht-klassisches Erkenntnismodell konstruieren zu können. Diese Alternative wird jedoch bislang in der zeichen- und literaturwissenschaftlichen Forschung nicht erwogen. Stattdessen ist ein allgemeines Desinteresse an der logischen Fundierung literaturwissenschaftlicher Modelle zu konstatieren.

Ein solches nicht-klassisches, reflexionslogisches, und das heißt mehrwertiges Erkenntnismodell hat Gotthard Günther zu entwickeln begonnen. Es wird in der *Reflexionslogischen Semiotik* im Zusammenhang mit der Semiotik von Charles S. Peirce weiterentwickelt. Dabei wird gezeigt, dass sich Peirce‘ System als logisch und erkenntnistheoretisch dreiwertiges, also nicht-klassisches und reflexionslogisches System rekonstruieren lässt, und dass sich somit ein formal geschlossenes Modell einer Zeichentheorie formulieren lässt, das in der Literaturwissenschaft, darüber hinaus aber überall dort, wo es um Zeichenprozesse geht, fruchtbare Anwendung finden kann. Das Werk dieser beiden Denker bildet somit den Ausgangspunkt für ein Theoriemodell, das eine Alternative zu klassischen und postmodernen Theorieoptionen insgesamt anbietet.

Während der allmählichen Interpretation und Systematisierung der Ideen Günthers und der reflexionslogischen Rekonstruktion der Peirceschen Semiotik werden die vielfältigen und teilweise verblüffenden Ähnlichkeiten beider Konzepte und die Möglichkeiten, beide Modelle in Übereinstimmung miteinander zu bringen, deutlich – mit dem Abschluss dieses Forschungsprojekts liegt nun eine nicht-klassische reflexionslogische Semiotik vor, die meines Erachtens für die Forschung viele Impulse liefert. Es war ein allmählicher Prozess der Konkretisierung dessen, was die Aufgabe des klassischen logischen Axioms des *tertium non datur* überhaupt eigentlich bedeutet. Ganz „klassisch“ begann auch meine Suche, identitätslogisch denkend, nach „dem Dritten“. Dieses Dritte, so zeichnete sich jedoch immer klarer ab, kann nicht gefunden werden. Es kann nicht identifiziert werden. Noch präziser formuliert: es kann nicht als ein „Drittes“ neben zwei „Ersten“ identifiziert werden. Eine derartige Konzeptualisierung „des Dritten“ müsste unweigerlich in dem klassischen identitätslogischen Denken verhaftet bleiben.

Günther und Peirce

Indem er erkenntnistheoretische Ideen mit der klassischen Logik verbindet, gelangt Günther immer wieder zu verblüffend luziden, intuitiven und teilweise beinahe schematischen Darstellungen der defizitären Situation des dualistischen Erkenntnismodells. Im Rahmen der Axiomatik der klassischen Logik gibt es nur zwei Realitätskomponenten, wie sie seit der gesamten idealistischen Philosophie diskutiert werden: das Sein und die Reflexion – *tertium non datur*. Diese Einsicht führt bei erkenntnis-theoretischen Überlegungen zu geradezu unerträglichen Situationen, die die Dilemmata, in denen das zweiwertige Denken festsetzt, als recht ausweglos demonstrieren. Günther sieht in der undifferenzierten Weise, nur eine Form der Reflexion anzunehmen, die sich auf eine Form von Objektivität bezieht, ein erstes gravierendes Defizit des dualistischen Erkenntnismodells: „Für beide [reflexive und irreflexive Motive des Denkens; N.O.] muß deshalb derselbe logische Objektbegriff verwandt werden – was zu der unsinnigen Konsequenz führt, daß ein Felsklotz und ein Reflexionsprozeß in dieser Logik dem gleichen Begriff von Existenz unterliegen.“¹

Eine luzide Idee Günthers findet sich in seinem 2002 von Eberhard von Goldammer und Joachim Paul neu herausgegebenen Buch *Das Bewusstsein der Maschinen*. Er unterscheidet hier zwischen kognitiven und volitiven Systemen, das heißt, solchen Systemen, die ihre Umwelt kognitiv wahrnehmen, also lediglich reflektieren, und solchen Systemen, die ihrer Umwelt entscheidend, also aktiv, und das bedeutet wiederum, mit einem gewissen Freiheitsspielraum gegenüberstehen. Im ersten Fall kann nur die Umwelt ein Ereignis in dem kognitiven System bewirken, im zweiten Fall jedoch bewirkt das System Ereignisse in seiner Umwelt.² Natürlich handelt es sich hierbei um ein abstraktes Gedankenexperiment – es zeigt meines Erachtens jedoch unmittelbar und intuitiv die Insuffizienz des zweiwertigen Erkenntnismodells, das sich notwendigerweise nur mit passiven, kognitiven Systemen beschäftigen kann.

Das Dilemma wird unmittelbar deutlich, da unser Interesse lebendigen Systemen gilt, die kreativ und volitiv in ihre Umwelt eingreifen können und Evolution ermöglichen, wozu uns jedoch das zweiwertige Erkenntnismodell aus logischen Gründen keine Handhabe bieten kann. Diese sehr konstruktivistische Vorstellung der wechselseitigen Involviertheit von System und Umwelt weist zugleich darauf hin, dass die von Günther gemeinten Realitätskomponenten nicht mehr als fein säuberlich voneinander getrennte und einander gegenüberstehende Komponenten gedacht werden sollen. Dass die Realitätskomponenten auf eine umfangreichere und komplexere Weise konzeptualisiert werden müssen, beschreibt Günther auf das Denken bezogen wie folgt: Das Denken widerspricht sich nämlich selbst, wenn es versucht, seine eigene [sic!] Reflexionsprozesse als etwas objektiv vom Denken Unabhängiges zu thematisieren.“³

¹ Günther, Gotthard (1976): Die aristotelische Logik des Seins und die nicht-aristotelische Logik der Reflexion. In: Ders.: Beiträge zu einer operationsfähigen Dialektik. Bd. 1. Hamburg: Meiner. S. 141-188. Hier S. 161.

² Vgl.: Günther, Gotthard (2002): *Das Bewusstsein der Maschinen*. Eine Metaphysik der Kybernetik. 3. erw. Aufl. Baden-Baden: Agis Verlag. S.: 248.

³ Günther (1991): *Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik*. Die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen. 3. Aufl. Hamburg: Meiner. S. 254.

Von hier aus entwickelt Günther daher seine Idee einer „nicht-aristotelischen Logik“, die die engen Grenzen der klassischen Logik überschreitet, also eine umfassendere, weniger restriktive Wirklichkeitsauffassung birgt. Dies bedeutet, dass er nicht die Axiome der klassischen Logik verwirft – Günther belässt der klassischen Logik ihren angestammten Wirkungsraum –, sondern dass er eine nicht-klassische Logik mit einer neuen, erweiterten Axiomatik entwirft, innerhalb derer der Gültigkeitsbereich der Axiome der klassischen Logik nur noch einen limitierten Spezialfall darstellt.

Günther wendet sich hiermit ab vom klassischen Thema „Sein“, sein Interesse gilt vielmehr der lebendigen Prozessualität selbst. Die hierzu konstruierte Keno- bzw. Morphogrammatik, die Polykontextualitätstheorie mit der handhabbar wird, was noch nicht als objektiv seiendes Datum vorliegt, bildet ein äußerst flexibles Leerstellensystem, das aufgrund des Verzichts, Objekte zu identifizieren, einen Entscheidungs- oder Handlungsspielraum eröffnet, der nicht reflektiert, was in irgendeiner Form gegeben ist, sondern kreativ nicht-empirisches Wissen generiert. Es hängt von diesen hier zu treffenden Entscheidungen ab, welche Daten daraufhin nach festgelegten Regeln als Wirklichkeitsdaten „ausgefällt“ werden können. Hierzu wird eine neue, nicht-klassische Axiomatik entwickelt, in der das *tertium non datur*, aber auch die anderen Axiome der klassischen Logik keine Gültigkeit besitzen.

Das *tertium non datur* fällt also, sobald sich eine nicht-klassische, reflexionslogische Axiomatik abzeichnet, die umfangreicher ist als die klassische, logische Axiomatik, und klassische Logik als Sonderfall in sich einschließt. Diese Erweiterung erfordert ein völliges Umdenken. Jedes gefundene „Dritte“ würde sich unwillkürlich als eindeutiges, identifiziertes Drittes erweisen, also als etwas, das im Rahmen des klassischen, zweiwertigen Erkenntnismodell gedacht werden kann, weil es als objektives Datum vorliegt. Das nicht-klassische Erkenntnismodell ist hingegen eines, das darauf verzichtet, zu identifizieren, insofern es Prozesse thematisiert. Die nicht-klassischen Realitätskomponenten stehen nun nicht mehr oppositionell einander gegenüber, sondern sind auf eine spezifische Weise auf drei Komponenten distribuiert und miteinander verschränkt; dieses wechselseitige Konstitutionsgefüge beschreibt Günther in verschiedenen Ansätzen, unmittelbar luzide beispielsweise an der Konstellation von „Ich, Du und Es“. Aufgrund dieser Konzeption ist es richtig zu sagen, das reflexionslogische Modell ist, obwohl es das klassische einschließt, ein Gegenmodell, nämlich ein Gegenmodell zu dem klassischen als einem seins- und identitätslogischen Modell.

Unmittelbar verknüpfen kann man nun die Semiotik von Charles S. Peirce mit dem Güntherschen System, indem man ihre jeweiligen Kerngedanken aufeinander überträgt. So kann das Peircesche Kategoriensystem (Erstheit, Zweitheit und Drittheit) auf Günthers Modell übertragen werden und die bei Günther entwickelte nicht-klassische Axiomatik auf die Semiotik von Peirce – eine der erstaunlichsten Entdeckungen bei der Kompilation beider Theorien, da diese zentralen Theoriebausteine hervorragend adaptiert werden können. Diese Kompatibilität der beiden Systeme in den beiden Kernbereichen der Kategorien und der reflexionslogischen Axiomatik halte ich für den wesentlichsten Punkt, mit dem sich die Begründung der Peirceschen Semiotik als reflexionslogische, nichtklassische Semiotik rechtfertigen lässt.

Der Distribution zweier Reflexionshaltungen bei Günther, die ihrerseits bewirkt, dass es auch keine völlig irreflexive Objektivitätsthematik gibt, entspricht Peirce's Kategoriensystem, das seinerseits eine Triade innerhalb der klassischen Horizonte von

Sein und Reflexion aufspannt, und somit ein vergleichbares Konstitutionsgefüge darstellt. Ebenso kann gezeigt werden, dass sich Peirce' semiotisches Modell mit der nicht-klassischen Axiomatik Günthers gut in Übereinstimmung gebracht werden kann. Von diesen beiden zentralen Theorieelementen aus lassen sich alle weiteren Bestimmungen einer reflexionslogischen Semiotik herleiten. Abduktion als Schlussweise kann auf diese Weise erklärt werden als ein Verfahren das Neues erschließt, da durch die reflexionslogische Axiomatik Indeterminiertheit aufgezeigt werden kann, die überhaupt einen Entscheidungsspielraum eröffnet, auf das ein lebendiges System volitiv, das heißt, gestaltend und kreativ zugreifen kann. Mit den Begriffen der Volition und der Abduktion stehen Möglichkeiten zur Verfügung, diese Distribution der Reflexivität und ihre Funktion zu beschreiben.

Von ganz besonderer Bedeutung ist hierbei, dass Peirce Logik, Semiotik und Denken in eins setzt,⁴ das bedeutet, dass für ihn logische und erkenntnistheoretische Probleme denselben Stellenwert einnehmen und ähnlich eng miteinander kombiniert werden wie bei Günther. Universell sind bei beiden, Günther und Peirce, also nicht nur logische (und das heißt bei Peirce semiotische) Prozesse, diese beiden universellen Prozesse haben bei beiden zugleich eine pragmatische Dimension, bei Peirce im Sinne der Wirkung bzw. des Gebrauchs semiotischer Prozesse, bei Günther im Sinne der volitiven Gestaltbarkeit der Umwelt.

Die erste und wichtigste Konsequenz beider Denkgebäude besteht darin, Reflexion, Darstellung oder Repräsentation nicht säuberlich von „Objektivität“, (Um-)Welt oder dem „Sein“ zu unterscheiden, sondern vielmehr die reflexive Tätigkeit in ihrer Pragmatizität als *Verhalten* gegenüber der Umwelt zu deuten.

Tatsächlich beschäftigen sich also beide Denker insofern mit *lebendigen Systemen*, die kreativ qua Entscheidung⁵ in ihre Umwelt eingreifen. Tatsächlich wäre auch alles hier Gewonnene wieder vergeben, wollte man zeichenhaft-reflexive und pragmatisch-objektive Ebene des Wirklichkeitszusammenhangs hier wieder voneinander isolieren, denn gerade aus ihrer Ineinssetzung ergibt sich ja erst die Möglichkeit, Indeterminiertheit, Verhalten, Entscheidung, Prozessualität und Evolution zu konzeptualisieren. Eine weitere, neue Reflexionsthematik, wie sie Günther vorschlägt, kann gar nichts anderes bedeuten, als sich mit der gesamten Relation der klassischen Dyade in Beziehung zu setzen – das ist die einzig denkbare Alternative; und dieses In-Beziehung-Setzen bedeutet Verhalten.⁶

⁴ Vgl. etwa: „Logic, in its general sense, is, as I believe I have shown, only another name for *semiotic* [...], the quasi-necessary, or formal, doctrine of signs.“ Peirce, Charles S. (1931-1935): *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. Bd. 1-6. Hg. v. Charles Hartshorne und Paul Weiss. Cambridge, MA: Harvard University Press. CP 2.227.

⁵ Die Entscheidungen entsprechen hierbei, wie noch zu erläutern sein wird, exakt dem Foersterschen Theorem: „Nur *die* Fragen, die prinzipiell unentscheidbar sind, können *wir* entscheiden.“ Foerster, Heinz von (1989): *Wahrnehmen wahrnehmen*. In: *Ars Electronica* (Hg.): *Philosophien der neuen Technologie*. Berlin: Merve. S. 27-40. Hier S. 30.

⁶ Dies ist eine zentrale Einsicht der ebenfalls triadischen Psychosemiotik Jacques Lacans, der die drei, den Psychismus konstituierenden Bereiche des Realen, des Imaginären und des Symbolischen annimmt, wobei psychogenetisch erst mit der Entfaltung des Bereichs des Symbolischen, anstatt von einer narzisstischen, symbiotischen Relation von einer „Beziehung“ zu anderen ausgegangen werden kann.

Dass Peirce die Dyade von Sein und Substanz (in der Güntherschen Terminologie die Dyade von Sein und Reflexion) verwirft und seine drei Kategorien innerhalb des Rahmens von Sein und Reflexion anlegt, wobei diese beiden Horizonte von Sein und Reflexion daraufhin keine Rolle mehr in seinen kategorialen Bestimmungen spielen, zeigt unter anderem die Tafel aus *On a New List of Categories* aus dem Jahr 1867, in der die drei einzigen Kategorien Qualität, Relation und Repräsentation sind, die später abstrakt als Erstheit, Zweitheit und Drittheit bestimmt werden.⁷

Bezieht man beide Denkgebäude in dieser Form aufeinander, so bekommt die Semiotik von Peirce einen weitaus konstruktivistischeren Charakter, als bei der bloßen Feststellung, Peirce behandle weniger „das semiotische Zeichen“, als vielmehr den semiotischen Prozess, also die Semiose. Denn als was auch immer man „Semiose“ begreift – rekonstruiert man sie, wie ich es hier vorschlage, als das *Verhalten eines lebendigen Systems*, so wird ihre prozesshafte Aktivität in dem, was in einem zweiwertigen System als objektive Wirklichkeit dargestellt wurde, unübersehbar. Semiose – das sind also nicht irgendwelche Zeichenprozesse in dem Universum der Zeichen. Semiose ist vielmehr aktive und kreative Gestaltung und Entwicklung der Wirklichkeit selbst.

Indem Peirce behauptet, „Denken“ und „Sein“ seien synonyme Begriffe, behauptet er etwas, das in dem klassischen Erkenntnismodell ein Widerspruch wäre; präziser: aus seiner, von mir behaupteten Position eines nicht-klassischen Systems verwirft Peirce, ganz im Güntherschen Sinne der Bedeutung des Begriffs der Rejektion, die Dyade aus Sein und Reflexion insgesamt. Diese Beobachtung verbürgt den logisch mehrwertigen Charakter der Semiotik von Peirce. Es ist nicht der Aufgabenbereich der Peirceschen Semiotik mit sich selbst identische Objekte zu identifizieren. Dies ist bei Peirce wie bei Günther nur mehr ein limitierter Sonderbereich innerhalb des umfangreicheren Systems.

In der Peirceschen Semiotik dienen verschiedene Konzepte diesem Gedanken, sich der Prozessualität selbst zuzuwenden, beispielsweise die Kontinuumstheorie, die evolutionäre Prozesse vorsieht, oder etwa auch Peirces Beobachtung, dass sich jede Prämisse als Schluss, also als Konklusion herausstellen wird. Gestützt werden diese Konzepte durch die zentrale Schlussfolgerungsweise der Abduktion, die zu hypothetischen Annahmen führt. In ihrer Eigenschaft, hypothetisch, also unsicher und vorläufig zu sein, ist Prozessualität als kontinuierliche Entwicklung bereits angelegt.

Die angesprochene, neue Reflexionsthematik, das In-Beziehung-Setzen zur klassischen Totalalternative von Sein und Reflexion, also das Verhalten, ist bei Peirce bereits in der berühmten Zeichendefinition aus dem Jahr 1903 impliziert, von der ich nur die für den vorliegenden Zusammenhang entscheidende Passage zitiere:

A Sign, or Representamen, is a First which stands in such a genuine triadic relation to a Second, called its Object, as to be capable of determining a Third, called its Interpretant, to assume the same triadic relation to its Object in which it stands itself to the same Object. [...] The Third must indeed stand in such a relation, and thus must be capable of determining a Third of its own; but besides that, it must have a second triadic relation in

⁷ Vgl.: Peirce, CP 1.555. Mir ist durchaus bewusst, dass diese sehr frühe Darstellung nicht diejenige ist, die als „letztgültige“ betrachtet werden muss. Gleichwohl spricht meines Erachtens nichts dagegen, sich für den vorliegenden Zusammenhang an dieser Kategorientafel zu orientieren.

which the Representamen, or rather the relation thereof to its Object, shall be its own (the Third's) Object, and must be capable of determining a Third to this relation.⁸

In diesem Zitat werden zwei unterschiedliche Aspekte des Zeichens dargestellt, die sich in der Form logischer Syllogismen ausdrücken lassen. Der erste Teil des Zitats, auf den sich die meisten Zeicheninterpretationen nach Peirce stützen, kann durch eine Deduktion wiedergegeben werden: Das Repräsentamen fungiert hier als eine Regel, die in der Lage ist, einen Interpretanten als Fall in dieselbe Relation zu einem Resultat, dem Objekt, zu bringen, in dem es selbst zu diesem Objekt steht.⁹ An diesem deduktiv erschlossenen Objekt ist insofern nichts Verblüffendes; es enthält keine neue Information, sondern nur eine Bestätigung der bereits vorhandenen Regel.

Der zweite Teil des Zitats legt jedoch eine andere Relationierung nahe, die im vorliegenden Zusammenhang wesentlich interessanter ist. Denn hier reflektiert, Peirce zufolge, der Interpretant *die Relation* zwischen Repräsentamen und Objekt als neues „Objekt“. Diese Figur entspricht derjenigen der neuen Reflexionsthematik bei Günther. Das bedeutet, auch hier geht es nun um ein Verhalten des Interpretanten gegenüber einer Relation zwischen einer Totalalternative. Der Begriff „Verhalten“ soll hierbei gleichermaßen zum Ausdruck bringen, dass die Relation zu einer Relation keine kontemplative, kognitive Reflexion sein kann, da eine Relation eben kein „klassisches Objekt“ ist. Wir müssen also davon ausgehen, dass wir es hier mit einem gewissen Entscheidungs- bzw. Handlungsspielraum zu tun haben, einem bestimmten Grad an Indeterminiertheit. Diese Indeterminiertheit ergibt sich insbesondere aus dem degenerativen Zustand des Zeichens in dieser Konstellation, der ja auf Rekomplettierung drängt.¹⁰ Tatsächlich finden sich hier die beiden System-Umweltkonstellationen wieder, mit denen Günther den Unterschied zwischen kognitiven Systemen und volitiven, lebendigen Systemen beschrieben hat.

Sieht man sich diesen zweiten Teil der Peirceschen Zeichendefinition genauer an, so zeigt sich, dass die hier vorgeschlagene Konstellation mit einer Abduktion wiedergegeben werden kann, also mit jener Schlussfolgerungsweise, die Peirce einführte, um aufzeigen zu können, wie neue Ideen entstehen können, auf die die Prämissen keinerlei Hinweis liefern. Hier wird man mit einem neuen „Objekt“ (Resultat) unmittelbar konfrontiert, das zunächst völlig unerklärlich ist, weshalb eine Hypothese (Repräsentamen / Regel) entwickelt werden muss, um das Phänomen (Interpretant) als Fall dieser Regel plausibilisieren zu können.

Die *Relation* von Objekt und Repräsentamen, jede Relation, ist kein klassisches, mit sich selbst identisches Objekt. Als uneindeutiges Objekt evoziert es daher genau die Situation, in der Abduktion notwendig ist, um nämlich ein verblüffendes, unerklärliches Problem erklären zu können. In der Abduktion, in der eine Regel erfunden werden muss, damit auf einen Fall geschlossen werden kann, müssen also zwei Ideen miteinander assoziiert werden, auf deren Verknüpfung keine Hinweise vorliegen. Insofern kann Peirce sagen, der

⁸ Peirce, CP 2.274.

⁹ Ich verwende hierbei die herkömmliche Terminologie, der zufolge zwei Prämissen und die Konklusion aus wechselnden Positionen von Resultat, Fall und Regel konstituiert werden.

¹⁰ Degenerativ ist der Zustand, da es hier nur noch zwei Zeichenkonstituenten gibt, eine Relation als neues „Objekt“ und den zum „Repräsentamen“ degenerierten Interpretanten, weshalb hier auch ein neuer Interpretant benötigt wird, der die Zeichentriade wieder komplettiert.

abduktive Schluss überkäme uns „blitzartig“. Hier geht es gerade nicht mehr um wohl abgewogene Überlegungen, sondern um Entscheidungen, denen sich keine Kriterien anbieten, um sie zu treffen. Das entspricht dem Foersterschen Theorem, das in Fußnote 5 wiedergegeben wurde.

Dies ist jedoch nichts anderes, als zu sagen, in der Abduktion wird neues, nicht-empirisches Wissen konstituiert. Und dies wiederum drückt den kreativen, volitiven, lebendigen und aktiven Aspekt der Abduktion aus, mit der nicht mehr allein auf vorhandenes Wissen, vorhandene Objektivität reflektiert wird.

Dies verleiht der Vorstellung von Semiose als Prozess eine völlig neue Dimension, da Semiose als Prozess keine „prozessierende Reflexion“ gemeint ist, die prozesshaft reflektiert, was bereits da ist, sondern vielmehr eine evolutive Form der Semiose, aus deren Prozessualität als Ergebnis neue Wirklichkeitsdaten anfallen. Insofern die Peircesche Semiotik, ebenso wie die Polykontextualitätstheorie nach Günther nicht mehr auf Wahrheit und Identität ausgerichtet ist, ist es eine Semiotik als operationale Theorie, die sich für Zukunft, für Entwicklung, Veränderung und Evolution interessiert. Dies ist nur eine andere Formulierung für beider Absage an identitätslogische Themen.

Um es noch einmal anders zu wenden: Es gibt kein „Drittes“ an sich, sondern eine Reflexionskonstellation, mit der verschiedene reflexive Haltungen ausgedrückt werden können, nämlich eine passive, reaktive und eine aktive, volitive und kreative Reflexionshaltung. Diese Haltungen sind es, die nicht nur negativsprachliche Multinegationalität als Erstheit, sondern außerdem volitiven oder abduktiven Zugriff auf die Wirklichkeit gestatten.

Denn um das Konzept der Negativsprachen richtig einschätzen zu können, muss die zweifache Bewegung der reflexiven Tätigkeit in Betracht gezogen werden: den Rückzug in die Multinegationalität aus der heraus dann erst Neues als neue Wirklichkeitsdaten „ausgefällt“ werden können. Aus der Perspektive des nicht-klassischen Systems wird nämlich deutlich, dass das „Sein“ gar keine Möglichkeit bietet, Neues zuzulassen. Dieses kann nur aus der Reflexivität heraus kreiert werden. Mit dieser Darstellung wird die große Entfernung des hier vorgeschlagenen Modells zu anderen Konzepten deutlich, die ihrerseits versuchen etwas „Drittes“ in ein bestehendes zweiwertiges System zu integrieren. Die Radikalität dieser reflexionslogischen Semiotik liegt darin, nicht einem „Dritten“ die Last der zu lösenden Probleme aufzubürden zu wollen, sondern vielmehr darin, Prozessualität in dem Sinne ernst zu nehmen, dass es sich bei ihr um nicht Identifizierbares handelt, wobei es gerade diese Uneindeutigkeit ist, die es ermöglicht, dass volitiv oder abduktiv Neues hervorgebracht werden kann. Hier geht es um kein wie auch immer zu konzipierendes „Drittes“, sondern um distribuierte Reflexivität oder Multinegationalität, die sich nicht mehr mit sich selbst identischen „Objekten“ beschäftigt. Erst durch diese Multinegationalität wird eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber objektiver, mit sich selbst identischer Objektivität geschaffen, die die Möglichkeit zu Gestaltung und Kreation überhaupt gewährleistet. Um begriffliche Verwechslungen mit klassischen, um ein „Drittes“ erweiterte Modellen zu vermeiden, bietet es sich daher an, die hier erarbeitete Semiotik als „reflexionslogische Semiotik“ zu bezeichnen.

Reflexionslogische Semiotik in der Literaturwissenschaft

Die Kompilation des Güntherschen und des Peirceschen Modells zu einer nicht-klassischen, reflexionslogischen Semiotik bietet nunmehr eine konkrete Anwendungsmöglichkeit der Güntherschen Vorschläge in der Zeichen- und Literaturtheorie. Günther selbst wies, mit Hinblick auf die Quantenphysik, auf die Relevanz seiner Vorschläge in der Wissenschaft hin, die es sowohl mit logischen als auch mit hermeneutischen Problemen zu tun habe, wenn sie sich aus den engen Restriktionen des dualistischen Erkenntnismodells befreit. Und dies wiederum bedeutet, dass in diesem Modell Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft einander begegnen. Diese prinzipiellen hermeneutischen Probleme ergeben sich unmittelbar aus einem Erkenntnismodell, das Wirklichkeit als durch mehr als die beiden klassischen Seins-Themen konstituiert auffasst. Während die klassische Wirklichkeitsauffassung im Grunde nur ein Thema kennt, nämlich das Sein, auf das sich alle Reflexion bezieht, erzeugt das nicht-klassische, reflexionslogische Modell eine Wirklichkeitsauffassung, demzufolge diese insofern inderterminiert ist, als auf sie durch die distribuierte Reflexivität gestaltend und kreativ zugegriffen werden kann. Indeterminiertheit schließt aus, dass das einzige Reflexionsthema das „Sein“ sein kann.

Hier kann an einen Aufsatz von Viktor Šklovskij mit dem ausdrucksvollen Titel *Die Kunst als Verfahren* angeknüpft werden, in dem dieser danach fragt, wie Kunstwerke *gemacht* seien.¹¹ Auf diese technische Frage kann die hier vorgestellte reflexionslogische Semiotik neue Antworten geben. Denn insofern mit ihr die Frage nach dem Erkenntnismodell gestellt wird, thematisiert sie bestimmte „Umgangsweisen“ oder reflexive Haltungen der Wirklichkeit gegenüber. Und diese Umgangsweisen oder reflexive Haltungen drücken sich in der Literatur als spezifische Erzählstrategien aus, da literarische Texte, wie hier vermutet wird, nicht mehr einfach die klassische, „so seiende“ Welt reflektieren wollen. Die einzige Alternative zu klassischer Reflexion ist jedoch nicht-klassische Multinegationalität, die also nicht auf der darstellenden Ebene, die ja stets etwas *als etwas* identifizieren würde¹², sondern auf der erzählstrategischen Ebene nicht-darstellende Erzählverfahren ausprobiert. Die für das hier vorgestellte Forschungsprojekt spannendsten Texte sind jedoch die nicht-klassischen, die aus der Negativität heraus mit nicht-klassischen, reflexionslogischen Erzählverfahren Neues kreieren. Diese von dem reflexionslogischen Modell erfassbare Indeterminiertheit ist zugleich der Garant für Prozessualität als unabschließbare Semiose, da Wirklichkeit in ihr nun nicht mehr als „Sein“, als abgeschlossener Prozess aufgefasst wird. Die in den hier ausgewählten literarischen Textbeispielen aufgezeigte Bedeutung der Negativsprachen verdeutlicht dabei, das aus der Multinegationalität der Erstheit heraus stets volitiv und abduktiv Neues kreiert werden kann.

Inwiefern kann nun diese reflexionslogische Semiotik in der Literaturwissenschaft genau nutzbar gemacht werden? Für die Literatur seit der Moderne zeigt sich ein ähnliches Bild wie für die Geisteswissenschaften. Für die Literaturwissenschaft ist meine reflexionslogische Rekonstruktion der Semiotik deshalb relevant, da die Vermutung nahe liegt, dass in der Literatur ebenfalls nicht nur einfach das klassische Erkenntnisssystem, die „großen Dichotomisierungen“ de(kon)struiert oder sogar gewissermaßen ersatzlos gestrichen wer-

¹¹ Vgl.: Šklovskij, Viktor (1981): *Die Kunst als Verfahren*. In: Jurij Striedter (Hg.): *Russischer Formalismus*. 3. Aufl. München: Fink. S. 4-35. Hier S. 15.

¹² Und zwar egal auf welcher realistischen, mimetischen, imaginären oder fiktionalen Ebene auch immer.

den. In der Literatur finden vielmehr Erkenntnisprozesse statt, die dem hier entwickelten reflexionslogischen System gleichen. Präziser ausgedrückt geht es in Literatur nicht einfach nur um kreative Prozesse, sondern, wie gezeigt werden kann, um spezifische *systematische* Erzählstrategien, die allerdings mit klassischen Theoriemodellen nicht erfasst werden können.

Wenn die Moderne als Krisensymptom beschrieben werden kann, und die Entwicklung der Moderne bis hin zur Postmoderne die verschiedenen Verfallsstufen klassischer Ordnungsmodelle aufzeigt, wenn Literatur wie Lebenswelt den Umgang mit Multiperspektivität gelernt hat, so möchte ich darstellen, dass Günthers und Peirce‘ Werk nicht nur hierzu eine erkenntnistheoretische Alternative anbieten, sondern zugleich, dass man mit deren Werk als Instrument einer Semiotik und Literaturtheorie dieselbe Suche nach einer erkenntnistheoretischen Alternative in der Literatur ablesen kann. Es ist gar nicht vorstellbar, dass die Literatur der Moderne sich nicht mit jenen Problemen auseinandergesetzt hat, die die zeitgenössische Philosophie beschäftigte. Die literarischen Bearbeitungen der erkenntnistheoretischen Einsichten der Philosophie werden zumeist allerdings nur unter dem Vorzeichen der Verfallserscheinungen gesehen. Der Verlust der Einheit, einer Metasprache, eines Zentrums und des Grundes, die Entmachtung des selbstbewussten Subjekts – das sind die Schlagworte unter denen sich die Positionen versammeln lassen. Manfred Frank hält diese Perspektive sogar für die „Grundeinsicht der gesamten nachhegelianischen Philosophie“.¹³ Wonach nicht gefragt wird, ist, ob sich nicht auch in der Literatur Ansätze finden, die nach erkenntnistheoretischen und logischen Alternativen zum kritisierten dualistischen Weltbild suchen. Genau dies kann nun mit einer reflexionslogischen Semiotik geleistet werden.

Kafkas *Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse* und das *Urteil* dienen in der *Reflexionslogischen Logik* als literarische Beispiele. Damit soll nicht behauptet werden, Kafka hätte sich mit alternativen Logiksystemen auseinandergesetzt. Allerdings gehe ich davon aus, dass sich die Literatur nicht darauf beschränkt, den Zerfall von Ordnungsstrukturen literarisch nachzubilden, zu reflektieren oder zu kommentieren. Wenn unser abendländisches Denkmodell ein seins- und identitätslogisches ist, dann – so wird mit der hier vorgestellten Arbeit gezeigt – ist die einzig denkbare logische Alternative hierzu ein reflexionslogisches Denkmodell. Insofern kann unterstellt werden, dass auch Literatur tendenziell reflexionslogische Muster erprobt. Ich will Kafka also nicht als Reflexionslogiker darstellen. Dies ist gar nicht notwendig. Er ist aber ein systematischer Denker. Wenn nun die hier besprochenen Texte von Kafka ganz spezifische Systematiken aufweisen, die sich klassisch jedoch nicht mehr gänzlich deuten oder auch nur erfassen lassen, dann können sie gleichwohl notwendigerweise nicht-klassisch, also reflexionslogisch gedeutet werden.

Durch das zeichenhafte Zusammenwirken der Figuren bei Kafka werden auf nicht-klassische Weise neue hypothetische, nicht mit sich selbst identische Reflexionsobjekte hervorgebracht. Diese hypothetischen neuen Objekte werden multinegational erzeugt, sie tragen jeweils die gesamte Erzählung und den gesamten Handlungsverlauf. In Kafkas Erzählungen reicht der hypothetische Charakter des eingeführten Neuen vollkommen hin, sich auf alle Beteiligten mit denkbar weittragenden Konsequenzen auszuwirken. In *Josefine die Sängerin oder Das Volk der Mäuse* ist es daher auch die eigenartige

¹³ Frank, Manfred (1983): Was ist Neostrukturalismus? Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 116.

Geräuschproduktion Josefines als mit sich nicht selbst identischem „Objekt“ von der der gesamte Handlungsverlauf abhängt, indem nämlich aufgrund dessen Uneindeutigkeit Neues noch in Form des sich zuspitzenden Konfliktes hervorgebracht wird. Noch drastischer zeigt das *Urteil*, wie sich alle drei Figuren durch den hypothetischen Charakter des Freundes rückwirkend als reflexionslogisch konstituiert erweisen. Dies ist Kafkas spezifische Erzählstrategie der Negation der positivsprachlichen Darstellung, mit der das wechselseitige Konstitutionsgefüge nicht-klassischer Konstellationen erkennbar wird.

Das bedeutet, mit dieser reflexionslogischen Semiotik liegt ein Instrumentarium vor, das einen sehr präzise angebbaren Anwendungs- und Zuständigkeitsbereich hat. Es kann sowohl solche literarische Texte darstellen, die mit nicht-klassischen Erzählstrategien arbeiten, als auch solche Texte, die in dem Bereich angesiedelt sind, der hier als negativsprachlich dargestellt wird. Diese Anwendungsbereiche unterliegen also einer Kontrolle, die durch das Theoriemodell selbst gewährleistet wird. Das bedeutet zwar nicht, dass mit einer reflexionslogischen Zeichentheorie „klassische“ Texte nicht untersucht werden könnten, solche Untersuchungen können allerdings das von ihr angebotene Potential bei Weitem nicht ausschöpfen. Insbesondere liegt hiermit ein Instrumentarium vor, mit dem wohl unterschieden werden kann, welchen Sorten von Literatur welche Sorte von Erkenntnismodell zugrunde liegt, und welche Erzählstrategien daher zur Anwendung kommen. Kontrollmöglichkeiten bietet das hier vorgeschlagene Modell aber auch insofern, als stets auch in der theoretischen Reflexion angegeben werden kann, wo sich seins- und reflexionslogische Argumentation trennen. Auch in dieser Hinsicht ist das hier vorgeschlagene Modell einer reflexionslogischen Semiotik daher als eine Ergänzung zu klassischen Modellen zu verstehen, so wie die nicht-klassische Reflexionslogik eine ist, die ergänzend zur klassischen Logik mit ihrem limitierten Anwendungsbereich hinzutritt und diese in sich einschließt. Dort jedoch, wo die reflexionslogische Semiotik nicht-klassische oder negativsprachliche Erzählstrategien nachweisen kann, bietet sie neue Interpretationsmöglichkeiten, die darstellen können, wie erzählstrategisch Neues hervorgebracht wird aus der Multinegationalität reiner Möglichkeit, und nicht-empirisches Wissen hervorbringen kann, auf das die „Wirklichkeit“ keine Hinweise liefert.

Ich denke, die Vorteile und die Anwendungsgebiete der reflexionslogischen Semiotik können auf diese Weise plausibilisiert werden. Ihre Überlegenheit gegenüber zweiwertigen Theorieoptionen zeigt sich darin, dass sie sinnvolle Analysen und Deutungen noch dort durchführen können, wo zweiwertigen Theorien nur Widersprüche oder Paradoxien erkennen können. Aber auch wenn man sich der Sichtweise der Moderne als Verfallsprozess von Ordnungsmodellen anschließt, wird ein Vorteil des hier entwickelten Modells deutlich. Wenn Literatur und Literaturwissenschaft seit der Moderne unter dem Zeichen der sich auflösenden großen Dichotomien, das heißt, des sich auflösenden dualistischen Weltbildes steht, dann liefert das hier vorgeschlagene nicht-klassische, reflexionslogische Modell ein Erkenntnismodell, demzufolge sich Wirklichkeit aus mehr als zwei Komponenten konstituiert und zugleich ein literaturwissenschaftliches Instrumentarium, mit dem aufgezeigt werden kann, wie Literatur ein solches reflexionslogisches Erkenntnismodell antizipiert oder unmittelbar literarisch umsetzt. Dieses Instrumentarium ist deshalb notwendig, weil nur mit einem reflexionslogischen Modell Prozessualität und die Möglichkeit der Kreation von Neuem dargestellt und logisch begründet werden kann.

Wo ein nicht-klassisches, reflexionslogisches Erkenntnismodell das klassische ergänzt, indem es dieses als Sonderfall einschließt, und dementsprechend umfassender ist, so ergänzt eine reflexionslogisch rekonstruierte, logisch dreiwertige Zeichentheorie semiotische und

literaturwissenschaftliche Ansätze, indem sie insbesondere für solche Aspekte von Semiose und Literatur als zuständig gelten kann, die von klassischen Modellen nicht adäquat erfasst werden können.

Klassische Modelle deuten nur erklärend, was *da* ist. Sie verändern es nicht, sondern nur die Beschreibung dessen, was da ist. Das nicht-klassische Modell deutet nicht, was da ist, sondern „fällt“ neue Wirklichkeitsdaten aus, die sich erst dann wiederum klassischer Deutung anbieten. Es verändert nicht die Beschreibung, sondern die Wirklichkeit. Ich denke, mit dieser reflexionslogischen Semiotik liegt ein Modell vor, mit dem eine ganz grundlegend neue Perspektive eingenommen werden kann. Während klassische Modelle das thematisieren, was, salopp formuliert, auf irgendeine Weise *gegeben* ist, und postmoderne Modelle die multiperspektivische Beliebigkeit der Art des *Gegebenen* thematisiert, so orientiert sich das nicht-klassische, reflexionslogische Modell vielmehr an der Indeterminiertheit der Möglichkeit als einer „noch nicht durchgeführten Empirie“, das heißt, an noch nicht abgeschlossenen Prozessen, an *noch nicht Gegebenem*, also an dem „Werden“ oder Zukünftigen. Dort, wo klassische und postmoderne Theoriemodelle den Verfall von Ordnung und Paradoxierung sehen, kann das reflexionslogische Zeichenmodell ganz im Gegenteil die Kreation von Neuem und neuer, reflexionslogisch erzeugter Ordnung aufzeigen.

Das hier vorgestellte Buch leistet also Mehrfaches. Es versteht sich einerseits als eigenständiger Beitrag zur Günther- als auch zur Peirceforschung. Durch die darüber hinaus geleistete Kombination dieser beiden Theorieentwürfe wird das Peircesche Zeichenmodell als nicht-klassisches, reflexionslogisches Modell, das heißt, als reflexionslogische Semiotik rekonstruiert. Zugleich werden, beispielhaft an der Luhmannschen Systemtheorie durchgespielt, klassische, zweiwertige Theoriemodelle einer grundsätzlichen Kritik unterzogen, die die Limitationen ihres Anwendungsbereichs aufzeigen sollen. Und schließlich wird das Leistungspotential einer reflexionslogisch rekonstruierten Zeichen- und Literaturtheorie an exemplarischen Texten ausprobiert.

Die reflexionslogische Semiotik im Ausgang von Günther und Peirce wird sich zu bewähren haben. Sie stellt einen ersten Entwurf dar. Mit diesem soll eine Methode angeboten werden, die auf die hier skizzierte, verwickelte erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Situation in den Geisteswissenschaften insgesamt reagiert. Zum einen wird mit ihr ein System entwickelt, das auf einem formal geschlossenen, nicht-klassischen Erkenntnismodell basiert. Zum anderen ist damit ein Modell entwickelt, mit dem die Prozessualität und Operationalität der Peirceschen Semiotik nicht nur konstatiert, sondern logisch begründet werden kann. Hiermit steht schließlich außerdem eine Theorie zur Verfügung, mit der gleichermaßen logisch und semiotisch begründet wird, auf welche Weise Neues kreiert werden kann, anstatt, dass Neues einfach angenommen oder behauptet wird. Die reflexionslogische Semiotik kann meines Erachtens deshalb diese seit langem drängenden Fragen nach der Modellierung prozessualer, evolvierender und lebendiger Systeme beantworten.

Nina Ort: *Reflexionslogische Semiotik - Zu einer nicht-klassischen und reflexionslogisch erweiterten Semiotik im Ausgang von Gotthard Günther und Charles S. Peirce*, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2007, 414 Seiten:

0. Einleitung

THEORETISCHER TEIL

I. Günthers Vorschlag eines reflexionslogischen Modells

I.0. Einleitung

I.1. Isomorphie und ausgeschlossenes Drittes

- I.1.1. Identifizieren / Sein
- I.1.2. Reflexionsgefälle und Isomorphie
- I.1.3. Kontemplation und Ergebnis / Fertiges
- I.1.4. Tertium non datur

I.2. Reflexionsüberschuss

- I.2.1. Subjektivität ohne objektive Entsprechung
- I.2.2. Zweideutigkeit
- I.2.3. Reflexive Tätigkeit – Reflexionsprozess
- I.2.4. Schwächere Seinsidentität

I.3. Ich – Du – Es

- I.3.1. S^s und S^o
- I.3.2. Wer ist »Ich« für sich und was ist »Du« für »Ich«?

I.4. Stellenwertlogik

- I.4.1. Perspektivität
- I.4.2. Wahrheit

I.5. Polykontextualität und die Axiomatik des nicht-klassischen Systems

- I.5.1. Die Axiomatik des nicht-klassischen Systems

I.6. Systemtheorie

- I.6.1. Das binäre Distinktionsmodell
- I.6.2. Das »Dritte« in der Systemtheorie
- I.6.3. Beobachtung – infiniten Regress – Einheit der Differenz
- I.6.4. Ambivalenzen und Inkonsistenzen
- I.6.5. Zusammenfassung der Kritik

I.7. Ordnung und Umtausch – Kognition und Volition

- I.7.1. »Reflexionsverlegenheiten«
- I.7.2. Existenz
- I.7.3. Neues und die Kategorien nach Günther

I.8. Neues und Negativsprachen

- I.8.1. Möglichkeit als Potentialität
- I.8.2. Prozessualität und Neues

II. Peirce – reflexionslogisch erweitert

II.0. Einleitung

II.1. Zweiwertige Zeichenmodelle und »das Dritte«

II.2. Dreiwertigkeit im Peirceschen Zeichenmodell

- II.2.1. Das Dritte als Vermittlung?
- II.2.2. Dreiwertigkeit als logisches Problem – Modallogik oder Reflexionslogik?

II.3. Die Kategorien und das Sein

- II.3.1. Erkenntnis zwischen Sein und Substanz
- II.3.2. Möglichkeit, Faktizität, Notwendigkeit
- II.3.3. Peirce' Kategorien und die Axiomatik des reflexionslogischen Systems

II.4. Bewusstsein

- II.4.1. Primisense – Altersense – Medisense
- II.4.2. Das triadische Bewusstsein aus reflexionslogischer Perspektive

II.5. Logik und Syllogistik

II.6. Metapher und Metonymie

II.7. Zeichen – Semiose

- II.8. Schematische Darstellung der Zeichen und Semiosen
- II.9. Abduktion
 - II.9.1. Struktur und Mechanismus der Abduktion
 - II.9.2. Quantenlogik
 - II.9.3. Inderterminiertheit – Kognition, Volition und »Neues«
 - II.9.4. Erstheit und Zweitheit – Überraschung, Zwang und Wille
- II.10. Die unabschließbare Semiose

LITERATURANALYTISCHER TEIL

- III. Kafka – *Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse* und *Das Urteil*
 - III.1. Gesang oder Pfeifen?
 - III.2. Josefine oder Mäusevolk?
 - III.3. Systemtheoretische Analyse
 - III.3.1. Josefines Geräuschproduktion beobachten
 - III.3.2. Josefine und Mäusevolk – System und Umwelt
 - III.3.3. Die Grenzen der systemtheoretischen Analyse
 - III.4. Aspekte einer Interpretation auf der Grundlage einer dreiwertigen Zeichenlogik
 - III.4.1. Multinegationalität, Uneindeutigkeit und Nicht-Identität
 - III.4.2. *Das Urteil* und das hypothetisch Neue
 - III.5. Prozessualität und Dynamik
 - III.5.1. *Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse*
 - III.5.2. *Das Urteil*
 - III.5.3. Erzählstrategien aus reflexionslogischer Perspektive

Literaturverzeichnis

Register

The text was originally edited and rendered into PDF file for the e-journal <www.vordenker.de> by E. von Goldammer

Copyright 2007 © nina ort
This material may be freely copied and reused, provided the author and sources are cited
a printable version may be obtained from webmaster@vordenker.de

vordenker

ISSN 1619-9324